

Stuttgarter Baumeisterstellung und in deren Gehalt war nach Beers Tode 1600 Niklas Fischlin eingetreten, der vermutlich im Dienſtalter Schickhardt vorangegangen ſein wird, wenn er ſchon nach wenigen Jahren ſelbſt eines Adjunkten bedurfte. Der Tod Fiſchlin's im Jahr 1608 gab dann aber Gelegenheit, Schickhardt die erſte bauleitende Stellung im Herzogtum ſelbſt, die er thatſächlich nach Verwendung und geiſtiger Bedeutung längſt eingenommen hatte, auch äußerlich zu übertragen. Der Sohn des Niklas Fiſchlin aber, Friedrich, wurde dann mit ſeinen etwaigen Anſprüchen und Erwartungen damit abgefunden, daß er an die Stelle des oben genannten, wie es heißt 1608 abgekommenen, Erhard Pommer zum geiſtlichen Baumeiſter, dem Baumeiſter der kirchlichen Verwaltung, ernannt wurde, als welcher er 1610 bezeugt iſt und auch wirklich in den Jahren 1616—26 die Kirchen zu Waldbach, Sülzbach, Bitzfeld OA. Weinsberg und Rothfelden OA. Nagold nacheinander baute.

Ich ſchmeichle mir nicht, mit dieſen Ausführungen, nach welchen Schickhardt nur der geiſtigen Bedeutung nach Beers unmittelbarer Erbe, dienſtlich angeſehen aber erſt ſein zweiter Nachfolger geweſen iſt, ein Großes geleiſtet zu haben, aber ich hoffe, Sie werden mir zuſtimmen, daß es immerhin von Wert iſt und der Sache zu gut kommen muß, wenn irgendwo wieder es gelingt, von unſerer vaterländiſchen Baugeschichte, die noch viel zu wenig näher durchgearbeitet iſt, ein richtigeres Bild zu gewinnen, und bin gern zufrieden, wenn der Inhalt des ganzen Vortrags heute als für dieſen Zweck dienlich von Ihnen erachtet wird.

Gestatten Sie zugleich, daß ich denſelben dem Manne widme und mit demſelben in unſerer Weiſe den Mann feiere, dem heute ein ſo ſchönes Feſt hier bereitet wird, den Herrn Hofbaudirektor v. Egle¹⁾, den Mann, in welchem unſer Tretsch, Beer und Schickhardt fortlebt, unſern neuſten fürſtlichen Baumeiſter.

¹⁾ Es fand am Tage des Vortrags ein großartiger Fackelzug zu deſſen 70jährigem Geburtstag ſtatt.

Über das Alter der Johanniskirche zu Gmünd.

Die Johanniskirche zu Gmünd iſt ſchon mehrfach Gegenſtand gelehrter Forſchung geweſen; ſchon die Württembergiſchen Jahrbücher von 1838 haben ſich mit den phantaſtiſchen Figürchen beſchäftigt, welche die Rundbogenfriſe ausfüllen und auch an andern Stellen des Gebäudes vorkommen. Dann hat inſondere der Württembergiſche Altertumsverein im Jahr 1869 die Kirche in ſeinen Jahreshften eingehend publiziert; zu gleicher Zeit erſchien auch eine Beſchreibung von Dr. Lorent mit Photographien und im folgenden Jahr die amtliche Oberamtsbeſchreibung. In neuſter Zeit hat der verdienſtvolle Erneuerer der Kirche, Stadtpfarrer Pfitzer, eine eigene Broſchüre über die Kirche geſchrieben¹⁾.

Alle Autoren ſtimmen darin überein, daß die Kirche im ſpätrömiſchen Stil erbaut worden iſt und dem zwölfſten Jahrhundert angehört. Paulus, Lübke, Otte und andere gewiegte Kunſthiſtoriker ſetzen den Bau an das Ende des Jahrhunderts; Mauch in ſeiner Abhandlung über die württembergiſchen Baudenkmale 1849 in den Anfang, die neuſte Pfitzerſche Schrift dagegen ſucht mit großem Aufwand von hiſtoriſchen Zeugniſſen aller Art die Kirche in die Zeiten Kaiſer Konrads III. (1137—1152) zu ſetzen.

¹⁾ Stuttgart, Kohlhammer 1889.

Wir können uns mit der letzteren Aufstellung nicht befreunden, da stilistische Gründe entschieden dagegen sprechen, und glauben, daß diejenigen Recht haben, welche das Bauwerk in die letzten Dezennien des 12. und in den Anfang des 13. Jahrhunderts verweisen.

Um den Beweis anzutreten, ist es vor allem nötig, uns klar zu machen, in welchen Rahmen man in unserem Land die Periode des spätromanischen Stils eingrenzen will, und ich glaube, das läßt sich mit annähernder Sicherheit zwischen 1150—1200 ansetzen, von da an beginnt der Übergangsstil; die vorhergehende Periode, also etwa seit 1100, darf als die Blütezeit des Stils bezeichnet werden. Will man also die Johanniskirche, wie Pfitzer thut, noch in die erste Hälfte des Jahrhunderts setzen, so kommen wir mit der ganzen aufgestellten Chronologie in Konflikt. Die Formen der Johanniskirche sind so entschieden spätromanisch, sie gehören sogar teilweise, wie der Turm, schon dem Übergangsstil an, so daß darüber kein Zweifel entstehen kann.

Es wird nötig sein, hier diese Merkmale anzuführen. Der Grundriß ist ein eigentümlich trapezförmiger; die Westseite der Kirche mißt 62 Fuß, die gegenüberstehende Ostseite dagegen 67 Fuß, das Hauptportal liegt nicht in der Mitte der Achse des Mittelschiffs. Schon in dieser Abnormität der Grundrißanlage ist der Verfall und nicht die Blütezeit der romanischen Baukunst zu erkennen. Noch mehr aber lassen die Details der ganzen Ausführung die späte Zeit erkennen; dahin gehört die überreiche Ornamentierung der Rundbogenfriese, die ornamentalen Endungen der aufsteigenden Bogenfriese am Giebel, die Kapitäle der verschiedenen Portale mit ihren schon an die Zeit der Frühgotik erinnernden Kelchkapitälern, die gewirbelten Rundsäulchen an der Langseite des südlichen Seitenschiffs, die Arkadenpfeiler im Innern, welche an den 4 Kanten durch zierliche Rundsäulchen gegliedert sind. Ferner die durchweg schon spitzbogigen Fensterchen der beiden Seitenschiffe und des Hochschiffs, wie auch die letzte Arkade gegen Osten schon spitzbogig überwölbt ist.

Noch zu beachten ist der steile Giebel des Hochschiffs, dem entsprechend die Pultdächer der Seitenschiffe, die Rosette an der Westseite u. s. w. Der Turm ist allgemein als ein Bauwerk des Übergangsstils angesehen, wir möchten ihn übrigens nicht zu sehr von der Bauzeit der Kirche trennen, die Formen haben immerhin, trotz den Spitzbogen, noch etwas Altertümliches.

Pfitzer stellt die Kirche in die Mitte zwischen Lorch und Faurndau. Auch dem können wir nicht ohne weiteres zustimmen. Faurndau ist ohne Zweifel älter als Gmünd, denn die Formen des spätromanischen Stils treten hier noch nicht so allgemein auf, wie bei Gmünd; die trefflichen Würfelkapitäle der kleinen Säulenbasilika gehören der besten Zeit an, und von Spitzbogen ist noch keine Spur zu erkennen.

Wir haben in Württemberg einige ganz sichere Beispiele für den herrschenden Stil in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts; da ist vor allem Maulbronn, die Kirche begonnen 1146, geweiht 1178, man vergleiche nur die Fassade mit derjenigen von Gmünd, wie einfach, wie schlicht, wie altertümlich! Ferner Ellwangen unbestritten noch aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, ebenso Denkendorf; alle diese Kirchen tragen noch kaum Spuren des spätromanischen Stils, sie gehören ausschließlich der Blütezeit an.

Als ein gewichtiges Argument für die späte Bauzeit der Kirche kommt noch ferner in Betracht, daß erst im Jahr 1162 die Stadt Gmünd in einer Schenkungs-urkunde des Klosters Lorch vorkommt, speziell die Kirche aber erst 1297 als Kapelle genannt wird, welche das Kloster Lorch mit der *ecclesia parochialis*, d. h. der Heiligkreuzkirche, dem Domkapitel zu Augsburg überließ.

Wenn wir demnach aus stilistischen Gründen den Beginn des Baues der Kirche nicht vor das letzte Drittel des 12. Jahrhunderts setzen können, so sind uns auch die von Pfitzer beigebrachten historischen Gründe für eine frühere Datierung der Kirche nicht maßgebend. Pfitzer erklärt nämlich die an zwei Seitenportalen im Tympanonfeld angebrachten Schneiderscheren für die heraldischen Embleme der alten Scherragau grafen familie, und bringt damit in Verbindung einige an den Portalen der benachbarten Kirche zu Welzheim auf Wappenschildern ausgehauene Scheren, welche auf beiden Seiten von Buchstabencharakteren begleitet sind, die als C und P gedeutet und comes palatinus gelesen werden. An dem westlichen Seitenportal der Johanniskirche sind ferner in der Mitte zwei sitzende Gestalten in Stein ausgehauen, von denen die eine Figur rechts vom Beschauer unstreitig den heiligen Petrus vorstellt, während die Bedeutung der anderen bis jetzt nicht mit Sicherheit ermittelt werden konnte; Pfitzer glaubt darin den heiligen Ulrich, Bischof von Augsburg, † 973, zu erkennen. Zu beiden Seiten dieser Gestalten ist in großem Maßstab einerseits eine Schneiderschere, andererseits ein Adler angebracht; der Adler soll auf Kaiser Konrad III. weisen, unter dessen Regierung die Kirche erbaut worden sein soll, und die Schere wird als das heraldische Symbol des Bischofs Walther von Augsburg (1133—50) angesehen.

Wir können uns hier auf die weitläufigen Untersuchungen Pfitzers nicht weiter einlassen und stellen uns in dieser Frage einzig auf den Standpunkt des Kunstarchäologen.

Betrachten wir zunächst das westliche Nebenportal der Kirche mit den beiden sitzenden Figuren, von denen diejenige rechts unbestritten den heiligen Petrus vorstellt. Schwieriger ist die Deutung der andern Figur; sie hält einen Krummstab in den Händen und wird deshalb allgemein für einen Bischof gehalten. Viel wahrscheinlicher ist jedoch, daß diese Figur einen Abt von Lorch vorstellen soll, denn mit Ausnahme des Krummstabs fehlen alle bischöflichen Abzeichen, namentlich die für diese Zeit charakteristische Form der Casula. Wenn dagegen eingewendet wird, daß ja erst Abt Nikolaus, † 1479, infuliert worden ist, so ist wohl zu beachten, daß auf der verstümmelten Figur auch lediglich nichts von einer Mitra zu entdecken ist. Für die Annahme, den heiligen Ulrich darin zu erblicken, fehlen vollends alle Anhaltspunkte, vor allem dessen charakteristisches Symbol, der Fisch.

Aber was haben die beiden Symbole rechts und links von den sitzenden Figuren zu bedeuten? Sie sind nichts anderes als Symbole der beiden Johannes, denen ja die Kirche geweiht war.

Die vielen dagegen beigebrachten Argumente scheinen mir nicht stichhaltig zu sein. Einmal ist die Größe der Figuren eine so auffallende und dem sonstigen mittelalterlichen Gebrauche entgegenstehende, daß man nur an heilige Symbole und nicht an weltliche denken kann. Daß der dargestellte Adler kein heraldischer ist, hat schon Fürst Hohenlohe ausgesprochen; überhaupt kann für die in Frage kommende Zeit von Wappen noch keine Rede sein. Aber die Schere? „Ein Täufer mit dem Attribut einer Schere; noch mehr eine einfache leere Schneiderschere als Repräsentation dieses größten von einem Weibe geborenen wird sich wohl kaum finden lassen“¹⁾. Warum nicht? Allerdings ist die Schere kein Symbol Johannes des Täufers, aber alle Ikonographien stimmen darin überein, daß Johannes der Täufer der Patron der Schneider ist, und zwar deshalb, weil er sich selbst in der Wüste ein Kleid aus Kamelshaaren gemacht hat.

¹⁾ Pfitzer S. 23.

Wir müßen demnach annehmen: die Gmünder Schneiderzunft hatte einen hervorragenden Anteil an dem Bau der Kirche und zog es deshalb vor, ihr eigenes Handwerkselement anstatt des sonst gewöhnlichen Lammes an der Kirche anbringen zu lassen.

Dieses Symbol auf die alte Familie der Scherragaugrafen zu beziehen, ist offenbar zu weit hergeholt, abgesehen davon, daß diese Pfalzgrafen weder Siegel noch Wappen führten, und zu der Zeit, als die Kirche gebaut worden ist, also gegen Ende des 12. Jahrhunderts, noch gar nicht als Scheerer genannt werden. Erst Pfalzgraf Rudolph III. von Tübingen-Herrenberg giebt sich seit 1258 den Beinamen „Scheerer“, weil er auf der Burg Scheer seinen Wohnsitz nahm. Dieser Rudolph führte aber keine Schere im Wappen, sondern schon die Kirchenfahne, wie solche dessen Nachkommen alle führten.

Was schließlich die Welzheimer Scheren betrifft, so kann man auch hier lediglich an nichts anderes als ein Handwerksymbol denken. Die dabei angebrachten Schriftcharaktere beweisen lediglich gar nichts, man kann daraus weder bestimmte Buchstaben erkennen, noch weniger daraus Schlüsse ziehen und Deutungen versuchen.

Stuttgart.

Max Bach.

Der Schreibturm zu Bebenhausen.

In der Beilage zum Staatsanzeiger Jahrg. 1881 Nr. 16 u. 17 giebt Forst v. Tscherning interessante Mitteilungen über das Kloster Bebenhausen und seine einzelnen Bauten, gleichsam als Ergänzung seiner schon im Jahr 1877 veröffentlichten Festschrift anlässlich des Tübinger Universitätsjubiläums. Ein besonderes Kapitel widmet derselbe der Wimberge am Schreibturm (Thorturm der inneren Mauer) und sucht auf Grund der Abbildungen des Klosterpräzeptors Essich vom Jahr 1744, welcher die jetzt größtenteils nicht mehr sichtbaren Wappenbilder noch gesehen hat, nachzuweisen, der Stifter des Bildwerks könne kein anderer sein als Wendelin von Hailfingen, der letzte seines Geschlechts, † 1527.

Nun hat schon Klemm im Jahrgang 1882 der Beilage zum Staatsanzeiger ganz gewichtige Gründe gegen diese Annahme aufgestellt, indem er behauptet, die Wappen der oberen Hälfte: Mömpelgard, Wirtemberg und Pfalzbayern können sowohl aus stilistischen als historischen Gründen unmöglich für Herzog Ulrich in Anspruch genommen werden, sondern sind, mit großer Wahrscheinlichkeit, auf Graf Ludwig, dessen Mutter Henriette und dessen Gemahlin Mechtilde von der Pfalz zu beziehen. Die untere Reihe der Wappen, nämlich: Reichsadler, Cisterz, Tübingen und Hailfingen, sind ganz richtig gedeutet worden, nur ist offenbar das letzte nicht das Wappen Wendelins von Hailfingen, wie v. Tscherning angiebt, sondern dasjenige des Abts Heinrich von Hailfingen 1411–32. Auch Paulus in seinem neuen Prachtwerke über Bebenhausen ist der Auffassung v. Tschernings wörtlich gefolgt, und letzterer hat auch dem Verfasser gegenüber seine Ansicht festzuhalten gesucht, dagegen aber den Wunsch ausgesprochen, es möchte doch einmal die Skulptur in stilistischer Beziehung einer eingehenden Betrachtung unterzogen werden. Ich habe mich neuestens dieser Aufgabe unterzogen und gelangte zu folgendem Resultat: Sowohl Architektur als Skulptur können unmöglich erst zu Anfang des